



Mais bringt Leben

Im Bistum Chinhoyi ist das Leben hart und ein ganzes Jahr hängt vom Ausgang der Ernte ab. Eine Schulinitiative für Marymount, St. Boniface und St. Rupert's will die Entwicklung der ländlichen Gebiete stärken.

Durch das Schlagen mit Holzstöcken werden die Körner aus den Maiskolben gelöst.

Nach der Frühmesse um sechs Uhr morgens habe ich Zeit, im Innenhof der Pfarrei auf einem Mäuerchen zu sitzen und die ersten Sonnenstrahlen zu genießen, die noch ohne erbarmungslose Hitze wärmen. Frühnebel steigt vom Fluss Hunyane auf und legt sich über die Mais- und Tabakfelder jenseits des Flusses. Die Hühner, Ziegen und Schweine der Pfarrei rumoren leise in ihren Ställen – halb verfallene Gebäude, die früher einmal andere Funktionen hatten. Es ist still und friedlich in Chitsungo. Eine alte Frau mit einem leeren Sack in der Hand nähert sich dem Mais-Depot. In einer Höhe von knapp zwei

Metern liegen die Maiskolben auf einer grob zusammengezimmerten Plattform zum Trocknen aus. Es ist die Ernte des Gemeindefeldes. Die alte Frau reckt sich in die Höhe, zieht unter dem Maschendraht, der die Ernte zusammenhält, mühsam einzelne Maiskolben hindurch und füllt ihren Sack. Ich wundere mich: Sollte der Mais nicht der ganzen Pfarrei zugutekommen? Ist die alte Frau eine Diebin oder dürfen sich bedürftige Gemeindemitglieder einfach bedienen?

Frühstück mit Speck

Der Ruf an den Frühstückstisch unterbricht meine Gedanken. „Breakfast

is ready!“, erklingt es aus der Küche. Pfarrer Samuel Nyadzayo hat für die Gäste aus Chinhoyi und Nürnberg ordentlich aufgetischt: Speck, Eier, Tomaten, Weißbrot und Porridge. „Wie in einem Sternehotel!“, freut sich sein Mitbruder Walter Cheniyka, der im Bistum Chinhoyi die Caritas leitet, über das fürstliche Essen. Tee und Sadza, ein fester Brei aus Maismehl und Wasser, sind das gängige Frühstück auf dem Land in Simbabwe. Aber die Gastfreundschaft gebietet es, den Besuchern alles zu bieten, was nur möglich ist. Selbst wenn dadurch die Vorräte für einen ganzen Monat aufgebraucht werden.

Eine gute Ernte

Pfarrer Samuel erzählt von den Schwierigkeiten und Erfolgen in der Gemeinde: „Die Maisernte ist in diesem Jahr, Gott sei Dank, sehr gut ausgefallen! Im Frühjahr hatten wir noch Angst, dass der Fall Armyworm, dieser neue Schädling, alles zerstört. Er frisst den Maiskolben von innen auf, so dass er nicht mehr weiterwächst und verkümmert. Aber zum Glück haben sich die Schäden in Grenzen gehalten. Auch das Bewässerungssystem auf dem Gemeindefeld konnten wir endlich installieren. Die Pfarrei hat einen Plan erstellt, welche Außenstation wann auf dem Feld arbeitet. Und das hat gut funktioniert. Auch heute kommt eine Gruppe, um die Maiskörner vom Kolben zu schälen.“

Das Bistum ist arm

Chitsungo ist eine der abgelegensten Pfarreien im Bistum. Rund 400 Kilometer östlich von Chinhoyi liegt sie nahe der Grenze zu Mosambik



Verarbeitung der Maisernte in Chitsungo (oben). Karge Vorräte in einer Küche (unten).

und Sambia. Tierzucht und Landwirtschaft, vor allem der Anbau von Mais und Baumwolle, sind die Einkommensquellen der Dorfbewohner in Chitsungo und den 44 Außenstationen. Auch die Pfarrei finanziert sich über Landwirtschaftsprojekte sowie die Kollekte im Sonntagsgottesdienst. Es gibt kein Kirchensteuersystem wie in Deutschland. Das Bistum Chinhoyi ist arm und hat nicht genügend Einkünfte, um Gehälter für die Pfarrer oder laufende Kosten der Gemeinden



Nach der Lebensmittelverteilung: Ein Kind hat die Ölflasche gesichert (links). In den Ruinen der Kangaire-Farm: Ein Schwein bäugt Felix Mukaro (rechts).



zahlen zu können. Einkommen schaffende Projekte in den Pfarreien sollen die finanzielle Not lindern. Und dazu werden auch die Gemeindemitglieder in die Pflicht genommen.

Die Kraft der Ambuyas

Im Innenhof der Pfarrei ist die morgendliche Stille mittlerweile einem regen Treiben gewichen. Zehn Tonnen Mais hat das Gemeindefeld erbracht, die nach und nach geerntet, getrocknet und geschält werden. Weit über 50 Gemeindemitglieder – Frauen und Männer, Junge und Alte – sind gerade damit beschäftigt, die Maiskörner per Hand von den Kolben zu lösen, in Säcke zu füllen und in einem Nebenraum der Garage, die als Hühnerstall dient, aufzuschichten und zu lagern. Ziegen tummeln sich unter der Plattform, um das trockene Maisstroh zu fressen. Einige Frauen schlagen mit Holzstöcken auf Säcke voller Maiskolben, um so die Körner zu lösen. Eine der Ambuyas, der Großmütter, wie betagte Frauen in Simbabwe ehr-

erbietig genannt werden, kommt mir bekannt vor und ich schäme mich zutiefst: Die alte Frau, die ich nach der Frühmesse beim Herauszipfen der Maiskolben beobachtet habe, arbeitet mit Energie und Ausdauer am Herauslösen der Maiskörner. Sie muss als eine der ersten schon früh am Morgen mit der Arbeit angefangen haben. Wieder einmal stelle ich fest: Viele Dinge in Simbabwe sind in Wirklichkeit doch ganz anders als sie dem europäischen Blick eines Außenstehenden zunächst erscheinen. Die Ambuyas zeigen mir die besten Methoden des Mais-Schälens und wir lachen über meine ungeschickten Versuche, sie nachzuahmen. Ich staune über die Kraft in ihren Fingern und Armen.

Ein Jahr des Hungerns

Am Nachmittag ist die Arbeit geschafft. 200 Säcke mit sauber ausgelösten Maiskörnern stapeln sich im Lagerraum bis unter die Decke. Das Maisstroh wird zusammengeharkt und der Hof gefegt. Die Stimmung ist freudig und gelöst.



Mit Listen stehen zwei Gemeindeglieder am Zaun des Schwesternkonvents und rufen Namen auf. Am Ende des gemeinsamen Arbeitstages steht die Verteilung der Lebensmittelhilfe. Jede Familie auf der Liste erhält 20 Kilo Mais, 3 Kilo Bohnen und zwei Flaschen Speiseöl. Die von der Caritas Chinhoyi koordinierte und mit Spenden aus Nürnberg finanzierte Aktion hat geholfen, das vergangene Dürrejahr zu überstehen und die Zeit bis zur neuen Ernte zu überbrücken. „Es war schrecklich“, erzählt mir Ambuya Josephine. „Es hat nicht geregnet, es gab kein Wasser, der Mais ist vertrocknet und das Vieh gestorben. Es gab nichts zu essen und kein Geld, um etwas zu kaufen. Eine Witwe mit fünf Kindern bei uns im Dorf hat jeden Tag an einer anderen Tür geklopft und um etwas Maismehl gebeten, damit sie für sich und ihre Kinder Sadza kochen konnte. Die Leute mit einem harten Herzen haben sie abgewiesen, alle anderen haben gesagt: Kommt herein, wir teilen mit euch das, was wir haben. Ohne

eure Hilfe wären viele alte Leute und Kinder gestorben. Jetzt sieht es besser aus: Mais, Baumwolle und Erdnüsse sind gut gewachsen. Aber Geld bleibt ein Problem. Und dass wir Alten für die Jungen sorgen müssen, weil es keine Jobs gibt. Viele sitzen mit 25 Jahren immer noch zu Hause und hoffen auf ihre Mama.“

Keine Abhängigkeiten schaffen

Für den Caritasdirektor Walter Cheniyka war von Anfang an wichtig, das Element „Food-for-Work“, „Essen-für-Arbeit“ in die Hilfsaktion einzubinden. So wie in Chitsungo hat das Programm auch in anderen Gemeinden des Bistums gegriffen: Neben gemeinsamer Feldarbeit wurde Gemüseanbau betrieben, Straßen ausgebessert, Toiletten und ein Pfarrsaal gebaut, Häuser repariert, Marktstände, Weidezäune und Tierställe errichtet. „Almosen zu verteilen, ohne Gemeinschaftsarbeit als Gegenleistung zu fordern, macht die Leute zu passiven Hilfsempfängern. Und es schafft Ab-

Ein Blick auf die neuen Schul- und Internatsgebäude in Marymount. Die alte Kirche wurde zum Speisesaal.

hängigkeiten und Erwartungen, die wir Diözesanpriester nicht erfüllen können. Wir sind genauso arm wie die Gemeindemitglieder. Es ist wichtig, mit den Pfarreien etwas aufzubauen, das langfristig und dauerhaft helfen kann. Denn die nächste Dürre kommt bestimmt.“ Bewässerungssysteme, Verteilung von Saatgut, Landwirtschaftsprojekte, Weiterverarbeitung der Produkte, Zugang zu Märkten sind nur einige Dinge, an die Walter Cheniyka dabei denkt.

Entwicklungsmotor Bildung

In den drei Pfarreien Marymount, St. Boniface und St. Rupert's will das Bistum einen weiteren Entwicklungsmotor gezielt ankurbeln: Bildung. Mit Felix Mukaro, Diözesanpriester und Entwicklungsdirektor des Bistums, geht es nach Marymount. Unterwegs legen wir einen Stopp auf der Kangaire-Farm ein. Sie wurde von dem deutschen Jesuiten Gerhard Pieper zu einem florierenden Landwirtschaftszentrum aufgebaut, bis das Projekt ein jähes Ende fand: Am 26. Dezember 1978 wurde Pater Pieper in den Wirren des brutalen Guerillakrieges, der erst mit der Unabhängigkeit Simbabwes 1980 endete, auf der Farm erschossen. Seitdem sind die verlassenen Gebäude verfallen und das Land liegt größtenteils brach. „Gemeinsam mit der Pfarrei St. Rita in Rushinga wollen wir die Farm wieder beleben“, erklärt Felix Mukaro. In einer der Ruinen liegt die Maisernte, eine andere wurde zum Schweinestall umfunktioniert. Auf dem Gemüsefeld mit Tomaten und Kürbissen treffen wir Samuel. Er lebt hier mit seiner Frau und ihren beiden Töchtern Christline und Peace, um

das neue Landwirtschaftsprojekt ans Laufen zu bekommen. Samuel ist sehr engagiert in der Pfarrei. Als Mitglied der Oppositionspartei MDC wurde er während der letzten Wahl massiv bedroht und ist mit seiner Familie vorübergehend nach Südafrika geflohen. Als sie zurück nach Simbabwe kamen, war ihr Haus bis auf die Grundmauern zerstört und sie standen vor dem Nichts – eine Bestrafungsaktion der Regierungspartei. Die Pfarrei hat der Familie mit dem Job auf der Kangaire-Farm einen Neustart ermöglicht. Viele in Simbabwe blicken mit Furcht und Sorge auf die nächsten Wahlen im Frühjahr 2018, bei denen der mittlerweile 93-jährige Präsident Robert Mugabe erneut antreten will.

Disco im Klassenraum

Als wir in Marymount ankommen, wird es schon dunkel. Aber auch so merke ich schnell, wie viel sich im Vergleich zu meinem letzten Besuch geändert hat: Die neu aufgebaute Schule mit den angeschlossenen Internatshäusern bringt Leben auf die Missionsstation. Einer der Klassenblocks ist hell erleuchtet, Musik und Stimmen schallen über das Gelände. „Das ist die Samstagabend-Disco der Internatsschüler“, grinst Armstrong Nyirendata, Pfarrer in Marymount und damit auch Leiter der Schule. Er schätzt, dass rund drei Viertel seiner Zeit in die Schule fließen. Die alte Kirche wurde zum Speisesaal umgebaut, die alten Pfarrbüros zu Lehrerzimmern und das alte Patreshaus und die Gästepavillons zu Unterkünften für Lehrer. Der Schulaufbau ist zeitintensiv und geschieht stufenweise. Mit jedem Schuljahr kommt eine



Pfarrer Samuel in Chitsungu im Gespräch mit Ambuya Karombo.

neue Klasse hinzu, so dass jedes Jahr ein neuer Schulblock und ein weiteres Hostel, ein Schlafsaal für die Internatsschüler, gebraucht wird. „Im Moment haben wir 145 Schülerinnen und Schüler, von denen 100 Boarders sind, also im Internat leben“, erklärt Pfarrer Armstrong. „Unser Ziel ist es, dass wir in vier Jahren 400 Schüler haben.“ Offen, interessiert und ohne Scheu begegnen uns die Mädchen und Jungen auf unserem Rundgang. Auf einem Holzgrill brutzeln einige Schüler gerade ein paar Hähnchen. Zwei Mädchen aus der Abschlussklasse erzählen von ihren Zukunftsplänen: Sie möchten beide studieren – Jura die eine, Wirtschaft die andere. „Hier in der Schule fühlen wir uns sehr wohl“, sagen beide, „wir lernen viel und es herrscht eine gute Atmosphäre.“

Endlich ein Sendemast

In der Sonntagsmesse am nächsten Morgen füllen die Internatsschüler die halbe Kirche und bilden einen stimmkräftigen Chor. „Die wenigsten sind Katholiken“, erklärt Armstrong, „aber es ist selbstverständlich, dass alle in die Messe gehen. Dadurch kommen sie auch in Kontakt mit dem Glauben und erleben, wie schön ein Gottesdienst sein kann.“ Die Schüler im Internat kommen nicht nur aus den umliegenden Dörfern, sondern auch aus Harare und anderen Ecken des Landes. „Diese Mischung ist gut und gewollt“, betont Felix Mukaro. „Durch die Stadtkinder erfahren die Dorfkinder, dass es mehr gibt in der Welt als die Arbeit auf dem Maisfeld. Horizonte werden erweitert und der Ehrgeiz wächst, in der Schule etwas erreichen zu wollen. Und für die Kinder aus der Stadt öffnet das Leben



auf dem Land ebenfalls neue Perspektiven.“ Eine langfristige Hoffnung besteht darin, über die Schulgebühren der Internatskinder die Pfarrei mitzufinanzieren. Schon jetzt bietet die Schule Jobs und Absatzmöglichkeiten für landwirtschaftliche Produkte wie Erdnussbutter, Brot, Hühner, Eier, Gemüse und Mais. Die metallenen Bettgestelle im Internat wurden von einem Gemeindemitglied hergestellt, das von der Pfarrei zur Ausbildung in das Rural Training Centre nach Chinhoyi geschickt wurde. Durch die Schule gibt es neue Entwicklungsmöglichkeiten auf der Missionsstation. „Auf einmal merken auch andere, dass es uns gibt“, sagt Felix Mukaro. „Es gibt jetzt hier einen Sendemast für Internet und Telefon. Einmal im Monat kommen auch Eltern aus Harare, um ihre Kinder im Internat zu besuchen. Dadurch wurde jetzt die Straße nach Marymount endlich ausgebessert und zum großen Teil geteert.“

Nach der Sonntagsmesse:
Internatsschülerinnen in
Marymount.

Dreistöckige Etagenbetten

Kindern eine gute und wertebasierte Erziehung zu bieten und gleichzeitig die ländlichen Gebiete zu stärken – das ist das Ziel der Schuloffensive. „Die Bevölkerung in Simbabwe ist jung“, sagt Felix Mukaro, „nach einer Erhebung des Erziehungsministeriums fehlen Hunderte Schulen im Land. Das ist eine Chance für die Schulen in unserem Bistum. Bisher hatten wir nur St. Albert's als eine etablierte Internatsschule.“ Marymount ist von den drei neuen

wofür die Jesuiten in Simbabwe bekannt sind, dann ist es ihre große Hingabe, mit der sie Schülern Bildung von hoher Qualität angedeihen lassen, so dass sie lebensstüchtig, ermutigt und in ihrem Selbstbewusstsein gestärkt werden.“ Pater Chrispen möchte, dass dieser Anspruch in St. Rupert's sowohl für die Schule als auch für das Internat gilt. In provisorischen Unterkünften konnten bereits früher Schüler während der Regenzeit auf dem Gelände leben und haben sich selbst versorgt. Mittlerweile hat sich die Unterbringung verbessert. Für die Jungen gibt es dreistöckige Etagenbetten in kleinen Schuppen, in die erst Fenster hineingeschnitten werden mussten. Für die Mädchen wurde die alte Mehrzweckhalle der Pfarrei umgewandelt und mit Sperrholzplatten einzelne Schlafsäle abgetrennt. Die Verpflegung der mittlerweile 165 Internatsschüler geschieht jetzt zentral. Als Speisesaal dient ein alter Anbau an der Rückseite der Kirche. Alles keine idealen und dauerhaften Lösungen. Pläne für den Um- und Ausbau der Schule hat Pater Chrispen bereits in der Tasche. Die mündliche Genehmigung des Erziehungsministeriums gibt es auch. Es fehlt nur noch der Segen des Provinzials und die eine oder andere Finanzhilfe aus Deutschland. Darauf hoffen auch Marymount und St. Boniface. An allen drei Orten sind junge einheimische Priester, die eine Vision für ihr Bistum und die Zukunft ihres Landes haben. Simbabwe steht seit Jahrzehnten am Abgrund und viele Geldgeber haben dem Land den Rücken gekehrt. Aber solange die Bevölkerung noch Hoffnung hat und nicht aufgibt, dürfen wir es auch nicht tun.



Ein provisorischer und beengter Schlafsaal in St. Rupert's für die Jungen im Internat.

ländlichen Schulprojekten im Bistum am weitesten fortgeschritten. In St. Boniface werden gerade Klassenräume gebaut und Pläne für den Bau von Hostels erstellt. In St. Rupert's ist vieles aus der Not gewachsen und provisorisch gelöst worden. Auch hier wird gerade in Zusammenarbeit des Bistums und der Jesuitenprovinz ein Masterplan für Schule und Internat erstellt. Pater Chrispen Matsilele, ein junger einheimischer Jesuit, arbeitet mit Hartnäckigkeit und Ausdauer in St. Rupert's an mehreren Fronten: Landwirtschaft, Krankenhaus, Pfarrei, Schule. „Wenn es etwas gibt,

Judith Behnen